

A. Burkhardt  
Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

## **DIVERSITÄT UND DIE (DEUTSCHE) SPRACHE\***

Nach einer näheren Bestimmung dessen, was Diversität ist, wird zunächst geprüft, ob und inwieweit Sprache zu deren Ausdruck geeignet ist. Unter Rekurs vor allem auf G. W. F. Hegel, F. Mauthner und H. von Hofmannsthal und anhand eines Beispieltextes von J. L. Borges wird gezeigt, dass Wortbedeutungen notwendigerweise abstrakt sind (und nur Eigennamen an Individuelles heranreichen können). Die heute gängige Reduktion der grammatischen Kategorie Maskulinum auf den alleinigen Ausdruck des natürlichen Geschlechts „männlich“ wird abgelehnt, vor allem indem dargelegt wird, dass so entweder Hyponyme ohne Oberbegriff entstehen oder in sprachwidriger Weise versucht wird, Unterbegriffe — etwa durch \*, oder : — bereits in den Signifikanten der ursprünglich generisch maskulinen Hyperonyme anzuzeigen, um bereits hier als relevant eingestufte Personengruppen „sichtbar“ zu machen. Entsprechend wird die heute in der Gender- bzw. Identitätsdiskussion immer wieder vertretene Ansicht, unterschiedliche soziale Gruppen müssten stets erkennbar „mitgenannt“ sein bzw. immer neu vermeintlich neutral oder mit ihren Selbstbezeichnungen benannt werden, verworfen, weil das Ersetzen inkriminierter grammatischer Formen ebenso wie dasjenige als diskriminierend eingestufte Wörter in eine („Euphemismus-“ bzw. „Diversity-“)Tretmühle führt, solange nicht zuvor die gesellschaftliche Diskriminierung selbst überwunden wird.

**Schlüsselwörter:** Sprache; Gender; Diversity; Hyponym; Hyperonym; Euphemismus-Tretmühle

Überall aber sah er, wie die Menschen desselben Zeitalters gleiche Auffassungen über gleiche Dinge äußerten, die Ansichten der Mehrheit als ihre eigenen ausgaben, Phrasen anstelle wirklicher Gedanken aussprachen, und er entdeckte dabei, daß es im Grund bloß die Gedanken einiger weniger waren, die die Massen wiederkäuten (STRINDBERG 1981: 51).

### **1. Einleitung**

Im vorliegenden Beitrag geht nicht darum, ausgehend von vorgefertigten Typologien sozialer Diversität, Zuordnungen von Welt zu

---

\* Статья подготовлена по материалам доклада, представленного на пленарном заседании XIX съезда РСГ.

sprachlichen Formen vorzunehmen oder deren Eignung im Einzelnen zu prüfen, sondern darum, der Frage nachzugehen, was Diversität ist, ob Sprache überhaupt zu deren Ausdruck geeignet ist und inwieweit die Verwendung sprachlicher Mittel in diesem Zusammenhang kommunikativ sinnvoll erscheint.

## 2. Was ist Diversität?

*Diversität* ist bereits seit dem frühen 17. Jh. in der Bedeutung ‚Verschiedenheit‘, wenig später auch „aufwertend für ‚Vielfalt, Vielfältigkeit““ belegt (DFWB 4: 780). Der Begriff bringt also das Bestehen differierender Merkmale zum Ausdruck und ist kein linguistischer Terminus, sondern bezeichnet eine Eigenschaft der Welt und der in ihr vorkommenden Lebewesen und Sachen. Diversität ist die Kehrseite der Individualität und Vielfalt ihr Ergebnis. Sie findet sich in allen Bereichen des Existierenden, in der Natur ebenso wie in der menschlichen Lebenswelt und unter den Menschen selbst. Entsprechend kann der Skopus der jeweils in Rede stehenden Diversität unter Fokussierung auf einzelne Merkmale und Merkmalsgruppen eingeschränkt werden. Dazu ist es nötig, zuerst einmal Gruppen oder Klassen aufgrund *gemeinsamer* Merkmale zu konstituieren, um dann die jeweils abweichenden Merkmale der einzelnen Gruppen- oder Klassenmitglieder in den Blick zu nehmen. In diesem Sinne setzt Diversität Homogenität, d. h. Übereinstimmung in übergeordneten, d. h. abstrakteren Merkmalen, voraus. In Bezug auf Menschen bedeutet dies, dass Diversität auf Übereinstimmung in den übergeordneten Merkmalen des Menschseins, d. h. auf Gemeinsamkeiten aufbaut.

Die Betrachtung der überall vorhandenen Diversität kann auf unterschiedliche, jeweils im Interesse der Wahrnehmung stehende Bereiche eingengt werden. Entsprechend wird gesprochen oder auch geforscht über Biodiversität, Soziodiversität, Neurodiversität oder auch Geschlechterdiversität. Auf Menschen und ihre Gesellschaften eingeschränkt wird *Diversität* heute häufig durch sein englisches Pendant *diversity* ersetzt. Das DIVERSITY-Konzept entstand in den 1950er Jahren und hat seinen Ursprung in der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. In den Sozialwissenschaften werden seither zumeist sieben Diversity-Dimensionen unterschieden, nämlich Geschlecht, sexuelle Orientierung, Alter, ethnische Herkunft und Nationalität, Religion und Weltanschauung, Behinderung und soziale Herkunft. Diese Dimensionen, die wertungsfrei zu betrachten und zu respektieren sind, können auch „intersektionell“ auftreten, d. h. einander überschneiden. Ebenso

wie Diversität im Weiteren ist Diversity im engeren Sinne ein Merkmal des Konkreten, der Individuen, die sich aber gleichwohl aufgrund ihrer gemeinsamen Merkmale zu Gruppen zusammenfassen lassen, und meint daher häufig nichts anderes als Pluralität. In der Soziologie und bei vielen gesellschaftlichen Gruppen wird sie positiv gewertet und als Bereicherung verstanden. Entsprechend heißt es etwa auf der Webseite des Bayerischen Jugendrings:

„Eine diversitätsbewusste Gesellschaft versteht daher Verschiedenartigkeit als Selbstverständlichkeit, nimmt Unterschiede ohne jedwede Wertung wahr und schafft entsprechend vielfältige Strukturen und Angebote.

Diskriminierende Vorstellungen und Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit können nicht unter der Diversität aufgefasst und nicht unter dem Schutz des Diversitätsbewusstseins stehen. Denn diese Vorstellungen sind gerade davon geprägt, Vielfalt nicht zu respektieren und das Eigene über das Andere zu stellen.“<sup>1</sup>

Gefordert wird dementsprechend ein „Diversitätsbewusstsein“, das mit den Konzepten Individualisierung, Diversifizierung und Antidiskriminierung verbunden und durch die Akzeptanz unterschiedlicher Lebensstile und kultureller Herkünfte sowie wechselseitigen Respekt gekennzeichnet ist:

„Demnach lässt sich in Deutschland eine zunehmende Individualisierung beobachten, in der die Menschen selbstbestimmt ihre Lebensstile sowie Identitäten definieren. Darüber hinaus ist Deutschland durch Migrationsbewegungen kulturell, ethnisch sowie religiös heterogener, diverser geworden. Letztlich ist das Bewusstsein, gegen Diskriminierungen jedweder Richtung aktiv vorzugehen, bei politischen sowie zivilrechtlichen Einrichtungen gestiegen und Antidiskriminierung zu einem Schlagwort geworden. Alle drei Prozesse haben dazu beigetragen, dass auch Diversität und Diversitätsbewusstsein eine Aufwertung erfahren haben“ (Ibid.).

Um ein wenig Ordnung zu schaffen, muss zunächst einmal unterschieden werden zwischen individueller und Gruppen- bzw. Klassendiversität. Die individuelle Diversität kann man nicht vollständig bezeichnen.<sup>2</sup> Aber Eigennamen kann man immerhin so bilden, dass

---

<sup>1</sup> <https://www.bjr.de/themen/integration/wording-begriffe-im-kontext/diversitaet>.

<sup>2</sup> Ein zumindest teilweise gelungener Versuch ist allenfalls der bekannte walisische Ortsname *Llanfairpwllgwyngyllgogerychwyrndrobwlllantysi-*

das wichtigste Merkmal durch ihre morphologische Gestalt hervorgehoben wird. Bei der Gruppenidentität ist die Lage etwas besser. Hier können wichtige Merkmale semantisiert und immer neue Kohyponyme gebildet werden, was die Abstraktheit der Begriffe zwar reduziert, aber keineswegs beseitigt. Der Ausdruck von Gruppendiversität kann also auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen erfolgen, die im Prinzip unendlich sind und — wie der als Entitätenklassifikation gedachte porphyrische Baum — allenfalls bei den Eigennamen enden.

Es sei aber noch einmal betont, dass Diversität keine Eigenschaft der Sprache ist, sondern eine Eigenschaft der Welt. Das gilt auch für Diversity im engeren Sinne. Der Sprache kann allenfalls die Aufgabe zugewiesen werden, Diversität dadurch beschreibbar zu machen, dass das Sprachzeicheninventar — je nach gesellschaftlichem oder wissenschaftlichem Differenzierungsbedarf — so erweitert wird, dass innerweltliche Unterschiede als distinktive semantische Merkmale an immer neue Sprachzeichen gebunden werden, so dass immer neue Hyperonyme und Kohyponyme entstehen. Beim Sprechen, also bei der Auswahl aus dem verfügbaren lexikalischen System, soll mit Blick auf die Diversität v.a. menschlicher Individuen darauf geachtet werden, so zu formulieren, dass keine Vorurteile mittransmittiert werden. Gleichwohl bleibt die (jeweilige) Sprache ein abstraktes Medium.

### **3. Diversität und Sprache**

Schon Hegel hat das Denken nämlich als Allgemeines, Abstraktes bestimmt. „Indem die *Sprache* das Werk des Gedankens ist“, schreibt er in der *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften*,

„so kann auch in ihr nichts gesagt werden, was nicht allgemein ist. Was ich nur meine, ist mein, gehört mir als diesem besonderen Individuum an; wenn aber die Sprache nur Allgemeines ausdrückt, so kann ich nicht sagen, was ich nur meine. Und das Unsagbare, Gefühl, Empfindung, ist nicht das Vortrefflichste, Wahrste, sondern das Unbedeutendste, Unwahrste. Wenn ich sage: »das Einzelne«, »dieses Einzelne« »Hier«, »Jetzt«, so sind dies alles Allgemeinheiten; Alles und Jedes ist ein Einzelnes, Dieses, auch wenn es sinnlich ist, Hier, Jetzt. Ebenso wenn ich sage: »Ich«, *meine* ich Mich *als diesen* alle anderen Ausschließenden; aber was ich sage, Ich, ist eben jeder; Ich, der alle anderen von sich ausschließt“ (Ibid.: § 20).

---

*liogogogoch*, was so viel bedeutet wie ‚Marienkirche in der Mulde der weißen Hasel, in der Nähe eines schnellen Strudels und der Kirche St. Tysilio bei der roten Höhle‘, also eigentlich eine Aufzählung ist.

Abgesehen von den schon erwähnten Eigennamen, die stets auf Individuelles in der Gesamtheit seiner Eigenschaften bezogen sind, aber gleichwohl aufgrund ihrer Wortbildung wichtige Merkmale des Bezeichneten fokussieren können, sind die Bedeutungen der Wörter der Sprache notwendigerweise abstrakt, indem in ihnen jeweils nur einige wenige Merkmale der zu bezeichnenden Dinge, Personen und Sachverhalte festgehalten sind: Aufgrund der Bedeutung seiner lexikalischen und grammatischen Elemente kann der Satz *Professor Burkhardt liest ein interessantes Buch* etwa paraphrasiert werden mit ‘eine männliche erwachsene Person mit dem Namen *Burkhardt* und von Beruf Hochschullehrer identifiziert gegenwärtig in einem aus etlichen papiernen Textseiten bestehenden Druckwerk, das vom Sprecher als inhaltlich bemerkenswert beurteilt wird, nacheinander Buchstabenkombinationen als bestimmte konventionalisierte Sprachzeichen, versteht deren Bedeutungen und verbindet sie zu Gedanken’. Im Satz werden über die Wortbedeutungen nur die Männlichkeit, das Erwachsenensein, der Hochschullehrerstatus und die Zugehörigkeit zur Spezies Mensch, die Tätigkeit der Zeichenerkennung und -deutung sowie das aus etlichen Textseiten bestehende Druckwerk aus dem Material Papier<sup>3</sup> erwähnt, nicht aber Geschlecht, sexuelle Orientierung, Alter, ethnische Herkunft und Nationalität, Religion und Weltanschauung, Behinderung, soziale Herkunft oder etwa die konkrete Statur, die Haar-, Haut- oder Augenfarbe des Referenten, seine Kleidung zum Bezugszeitpunkt sowie die genaue Menge der Textseiten, die Lesegeschwindigkeit, das Thema des Buches oder die Sprache, in der es geschrieben ist. Auch die Geschwindigkeit der Informationsaufnahme, der Ort, an dem diese stattfindet, die Position, in der sie geschieht (z. B. liegend oder sitzend), die Farbe und der Erhaltungszustand des Einbandes, die Zahl der Textseiten oder die Beschaffenheit des Papiers und vieles andere werden nicht mitgeteilt. Darin zeigt sich, dass Sätze bzw. satzwertige Äußerungen generell nur Allgemeines ausdrücken und infolgedessen auch nur in einem allgemeinen Sinne wahr oder falsch sein können, weil sie mit Hilfe der Sprachzeichen nur dem jeweils Sprechenden wichtige Momente einer komplexen Realität herauspicken und hervorheben. Es handelt sich also jeweils um eine Art Satzmetonymie, in der jede Beschreibung notwen-

---

<sup>3</sup> Heutzutage ist natürlich auch an digitalisierte Texte und Textversionen zu denken.

digerweise ausschnitthaft bleibt; vgl. dazu auch (HÜBL 2018: 35). Zwar kann man die Konkretion erhöhen, indem man Satzglieder hinzufügt und so die Satzinformation erweitert, also etwa sagt: *Der 69-jährige, heterosexuelle, aus Ostwestfalen stammende und altersbedingt leicht gehbehinderte Agnostiker Prof. Burkhardt liest in seinem Wohnzimmer auf der Couch liegend Die Kunst des Bücherliebens von Umberto Eco in einer Taschenbuchausgabe.* Weil aber die verwendeten Wörter, mit Ausnahme der Eigennamen, nichts Individuelles bezeichnen, ändert das nichts an ihrer prinzipiellen Abstraktheit und damit auch der sprachlichen Äußerung als ganzer. Konkretes lässt sich gar nicht ausdrücken, sonst müsste man, wie Swifts Weise von Laputa, statt Wörtern in einem Sack mitgeführte Gegenstände vorzeigen (vgl. dazu [SWIFT 1843: II, 68ff.]) und diese so „semiotisieren“ (vgl. [ECO 1972]). Und selbst dann wären die Gegenstände noch abstrakt, sobald sie nicht ausschließlich für sich selbst stünden.

Darunter, dass Sprache nichts Konkretes zum Ausdruck bringen kann und sich in der Kommunikation durch millionenfachen allgemeinen Gebrauch abnutzt, haben ausdrücklich wohl zuerst Fritz Mauthner und Hugo von Hofmannsthal gelitten. Mauthner ist als früher Exponent dieser Sprachskepsis sogar so weit gegangen, die Sprache zum „Hauptmittel des Nichtverstehens“ zu erklären, und hat noch hinzugefügt:

„Worte für innere Seelenvorgänge sind natürlich von den Werten oder Begriffen ihres Inhalts abhängig und darum bei zwei Menschen niemals gleich, <...>. Je vergeistigter das Wort, desto sicherer erweckt es bei verschiedenen Menschen verschiedene Vorstellungen. <...> Das abstrakteste Wort ist das vieldeutigste. <...> Mut, Liebe, Wissen, Freiheit sind ebenso [wie Gott] zerfahrene Worte. Durch die Sprache haben es sich die Menschen für immer unmöglich gemacht, einander kennen zu lernen“ (MAUTHNER 1923: I, 56).

Und Hofmannsthal lässt bekanntlich in seinem berühmten *Brief Lord Chandos* ein „unerklärliches Unbehagen, die Worte ‚Geist‘, ‚Seele‘ oder ‚Körper‘ nur auszusprechen“, empfinden und schließlich sagen, „die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze“ (HOFMANNSTHAL 1951: 14) Es ist die Verzweiflung an der mangelnden Konkretion und Unangemessenheit der Sprache im emotionalen Bereich, die hier als Empfindung des Sprachzerfalls zum Ausdruck kommt und

auch von späteren Autoren immer wieder variiert worden ist.<sup>4</sup>

Mit der Sprache kommt man auch und gerade an Gefühle nicht heran, weil sie nur mit allgemeinen, teils metaphorischen Begriffen wie *Bauchschmerzen*, *Heimweh* oder *Liebe* beschrieben werden können. Und auch Sinneswahrnehmungen lassen sich nicht wirklich (oder allenfalls mit Hilfe von Metaphern) beschreiben, wie dies der sardische Schriftsteller Marcello Fois in einem Kriminalroman zum Ausdruck bringt:

„Diese Nacht zu beschreiben scheint ganz einfach zu sein, dass sich die Nächte nicht beschreiben lassen. Es lassen sich nicht die stechenden Gerüche der Pflanzen beschreiben, die das Licht des fast vergangenen Tages abschütteln, oder die der auf der Suche nach Nahrung umherirrenden Tiere. Auch nicht der Duft der Beeren, die heruntergedrückt von den frechen Stößen des Nordwindes auf den Boden fallen. Selbst der trockene Klang der Schritte auf der von den Karrenrädern gepeinigten Trift ist nicht beschreibbar“ (FOIS 2006: 21) (meine Übersetzung — A. B.).<sup>5</sup>

Das Gegenteil einer Typologisierung und Kategorisierung durch Abstraktion findet sich in der Novelle *Funes el memorioso* („Das unerbittliche Gedächtnis“) des argentinischen Nobelpreisträgers Jorge Luis Borges, wo der Protagonist, eine Art Super-„Monk“ (am. Fernsehserie), wie folgt beschrieben wird:

„Wir nehmen mit einem Blick drei Gläser auf einem Tisch wahr; Funes alle Triebe, Trauben und Beeren, die zu einem Rebstock gehören. Er kannte genau die Formen der südlichen Wolken des Sonnenaufgangs vom 30. April 1882 und vermochte sie in der Erinnerung mit der Maserung auf einem Pergamentband zu vergleichen, den er nur ein einziges Mal angeschaut hatte, und mit den Linien der Gischt, die ein Ruder auf dem Rio Negro am Vorabend des Quebracho-Gefechtes aufgewühlt hatte. Diese Erinnerungen waren indessen nicht einfältig; jedes optische Bild war verbunden mit Muskel-, Wärmeempfindungen

---

<sup>4</sup> Z. B. von Ingeborg Bachmann, Christa Wolf oder Ulla Hahn.

<sup>5</sup> Im italienischen Original: „A raccontarla quella notte sembra poca cosa, che le notti non si possono raccontare. Non si possono raccontarne gli odori acuti della piante che si scrollano di dosso la luce del giorno appena passato; l'odore delle bestie che vagano in cerca di cibo. Né si può raccontare il fragore delle bacche che precipitano al suolo spinte giù dalla scossa dispettosa della tramontana. Persino il suono secco dei passi nel tratturo martoriato dalle ruote dei carri è irraccontabile“.

usw. Er konnte alle Träume seiner Träume, alle im Halbschlaf gesehenen Bilder rekonstruieren. Zwei oder dreimal hatte er einen ganzen Tag rekonstruiert, nie war er über etwas im Zweifel gewesen, aber jede solche Rekonstruktion hatte einen ganzen Tag beansprucht. Er sagte mir: „Ich habe allein mehr Erinnerungen, als alle Menschen zusammen je gehabt haben, solange die Welt besteht.“ Und weiter: „Meine Träume sind wie euer Wachen.“ Und schließlich, gegen Morgengrauen: „Mein Gedächtnis, Herr, ist wie eine Abfalltonne.“ Ein Kreis auf einer Schiefertafel, ein rechtwinkliges Dreieck, ein Rhombus sind Formen, die wir ganz und gar wahrnehmen können; ebenso erging es Funes mit der verwehten Mähne eines jungen Pferdes, mit einer Viehherde auf einem Hügel, mit dem wandelbaren Feuer und den unzähligen Aschestäubchen, mit den vielen verschiedenen Gesichtern eines Verstorbenen während einer langen Totenwache. Ich weiß nicht, wie viele Sterne er am Himmel sah <...>.

Tatsächlich erinnerte Funes sich nicht nur an jedes Blatt jedes Baumes in jedem Wald, sondern auch an jedes einzelne Mal, da er es gesehen oder sich vorgestellt hatte. Er beschloß, jeden seiner vergangenen Tage auf 70 000 Erinnerungen zu beschränken, die er später mit Ziffern bezeichnen wollte. Zwei Überlegungen hielten ihn davon ab: die Einsicht, daß die Mühe endlos sein würde, und die Einsicht, daß sie sinnlos war. Er überlegte, daß er in der Stunde seines Todes noch nicht einmal die Einordnungen seiner sämtlichen Kindheitserinnerungen zu Ende gebracht haben würde. <...>

Er war — vergessen wir das nicht — zu allgemein platonischen Ideen so gut wie nicht imstande. Nicht nur machte es ihm Mühe zu verstehen, daß der Allgemeinbegriff „Hund“ so viele Geschöpfe verschiedener Größe und verschiedener Gestalt umfaßt; es störte ihn auch, daß der Hund von 3 Uhr 14 (im Profil gesehen) denselben Namen führen sollte wie der Hund von 3 Uhr 15 (gesehen von vorn). Sein eigenes Gesicht im Spiegel, seine eigenen Hände überraschten ihn immer wieder. Swift berichtet, daß der Kaiser von Liliput die Bewegungen des Minutenzeigers wahrnahm; Funes unterschied ständig die ruhigen Vorgänge der Verwesung, der Fäulnis, des Leidens. Er bemerkte die Fortschritte des Todes, der Feuchtigkeit. Er war der einsame und klare Beobachter einer vielgestaltigen, augenblicklichen und fast unerträglich deutlichen Welt. Babylon, London und New York haben mit ihrer wilden Pracht die Einbildungskraft der Menschen überladen. Aber niemand in ihren übervölkerten Türmen oder im Getriebe ihrer Straßen hat die Hitze und den Druck einer derart nimmermüden Wirklichkeit gefühlt, wie sie Tag und Nacht auf dem unseligen Ireneo in seinem südamerikanischen Vorwort lastete. Schlafen fiel ihm sehr

schwer. Schlafen heißt, sich von der Welt erholen; Funes, auf dem Rücken auf seinem Feldbett liegend, stellte sich im Dunkeln jeden Riß, jedes Gesims der präzisen Häuser um ihn herum vor.

<...> Er hatte ohne Mühe Englisch, Französisch, Portugiesisch, Latein gelernt. Ich vermute allerdings, daß er zum Denken nicht sehr begabt war. Denken heißt, Unterschiede vergessen, heißt verallgemeinern, abstrahieren. In der vollgepropften Welt von Funes gab es nichts als Einzelheiten, fast unmittelbarer Art“ (BORGES; zit. nach: [ECO 2016: 9f.]).

Borges hat hier den Extremfall eines nur auf Einzelobjekte und Details fixierten Menschen skizziert, dem die Fähigkeit zu abstrahieren, d. h. Gemeinsamkeiten zu erkennen, fehlt, die der Ausbildung der Sprache zugrunde liegt und die menschliche Erkenntnis gerade aus- bzw. möglich macht. Funes ist der Diversität des oder der Einzelnen vollkommen verfallen. Darum hat die Journalistin Kübra Gümüşay, auf deren Spiegel-Bestseller „Sprache und Sein“ gleich noch zu sprechen zu kommen sein wird, auch vollkommen recht, wenn sie schreibt:

„Die Welt braucht keine Kategorien. Wir Menschen sind es, die sie brauchen. Wir konstruieren Kategorien, um uns durch diese komplexe, widersprüchliche Welt zu navigieren, um sie irgendwie zu begreifen und uns über sie zu verständigen.

Wir brauchen Kategorien. Wer probieren würde, alles auf dieser Welt — Menschen, fremde wie bekannte, Tiere, große wie kleine, Gerüche und Geräusche, alle Informationen, die auf uns einprasseln — ungefiltert und unkategorisiert wahrzunehmen, würde von den Reizen überflutet werden und in ihnen ertrinken“ (GÜMÜŞAY 2017: 133f.)

Gümüşay, in deren Buch die Gefühle von Fremdheit und Ausgrenztheit von Minderheiten, insbesondere solchen mit Migrationshintergrund, sehr eindringlich geschildert und reflektiert werden, konzediert hier also einerseits die Notwendigkeit der Kategorisierung auf der Grundlage von Abstraktion, um jedoch andererseits zugleich zu kritisieren, dass Menschen wie z. B. kopftuchtragende Musliminnen „[k]ategorisiert, katalogisiert, ihrer Vieldeutigkeit beraubt, entmenschlicht“ (Ibid.: 88) werden. Durch die Verwendung des Gendersternchens hebt Gümüşay zwar die Diversität der durch Personengruppenbezeichnungen kategorisierten Menschen hervor, spricht jedoch eigentlich nur von Männern und Frauen und benutzt an mehreren Stellen sogar das generische Maskulinum („keiner ihrer Gäste“; [Ibid.: 160]) oder auch das generische Femininum („die Per-

son“; [Ibid.: 19] u. ö.). Halten wir hier fest, dass schon Borges die extreme Detailsucht des von ihm geschaffenen Funes ausdrücklich als „sinnlos“ bezeichnet hatte.

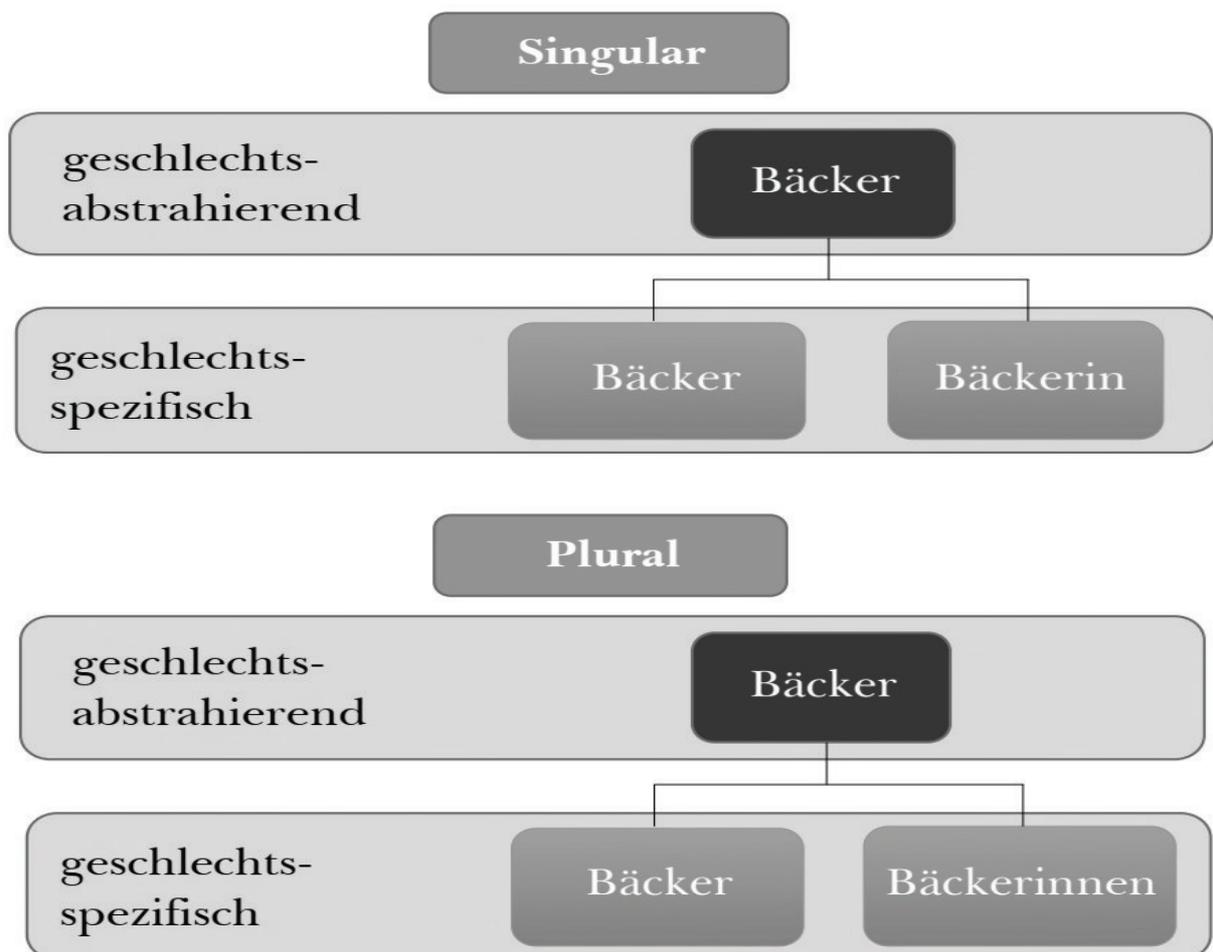
#### **4. Diversität und Semantik**

Auch heute gibt es nicht wenige Menschen, zu denen auch einige Linguisten gehören, denen die Abstraktheit der Wortbedeutungen Bauchschmerzen bereitet und die — wenn auch nicht aus denselben Gründen wie Mauthner und Hofmannsthal — von der Sprache, genauer: von den Wörtern fordern, Identitäten und damit Individuelles oder doch zumindest Gruppenindividuelles hervorzuheben, und dies gleichsam objektiv, soll heißen, aus der Perspektive der Benannten. Es gibt daher ein verbreitetes Gefühl, bei Gattungsnamen, vorzugsweise Personengruppenbezeichnungen, müssten möglichst alle in ihrer Diversität ERKENNBAR mitgenannt werden. Die Idee, die dahintersteht und für die das Buch von Kübra Gümüsay gleichsam stellvertretend steht, ist, a) dass es den in einer Gesellschaft wie etwa der deutschen üblichen Bezeichnungen von Minderheiten oder von als diskriminiert betrachteten Personengruppen an Konkretion mangelt, so dass — vor allem von ihnen selbst — als wichtig betrachtete Merkmale unsichtbar bleiben oder gar durch negative Zuschreibungen ersetzt werden, und b) dass Menschen so bezeichnet werden müssten, wie sie selbst bezeichnet werden wollen; dies sei „einfach eine Frage des menschlichen Anstands“ (GÜMÜŞAY 2021: 49). Sprache — oder ist nicht vielmehr das Sprechen gemeint? — müsse gerecht und inklusiv sein, so dass alle Personen oder Gruppen in ihrer Unterschiedlichkeit in ihr bzw. in ihrer Begrifflichkeit sichtbar würden. Gümüsay differenziert sogar zwischen der Mehrheitsgesellschaft als den „Unbenannten“, deren Existenz nicht hinterfragt werde und die auch die Benennenden seien, und den verschiedenen Minderheiten als den „Benannten“, die „sorgfältig katalogisiert in Glaskäfigen [leben], beschriftet mit ihren Kollektivnamen“ (Ibid.: 54) und betrachtet durch die Augen der Unbenannten: „gesichtslose Wesen, Bestandteile eines Kollektivs“, auf das jede ihrer Handlungen zurückgeführt werde. Wobei man allerdings sicher sein kann, dass auch die Benannten für die Unbenannten eigene Benennungen entwickelt haben werden. Wichtig ist beim Bezeichnen generell nicht, dass immer alle mitgenannt, sondern dass sie nicht pejorativ bezeichnet oder auf andere Weise abgewertet werden.

Ein wesentlicher Ausgangspunkt für das neue Bedürfnis, unterschiedliche Personengruppen im selben Gattungsnamen in gleicher

Weise zu nennen oder, wie es meistens heißt, „sichtbar zu machen“, ist die gesellschaftlich zwar verständliche, sprachhistorisch und sprachsystematisch aber schwer zu rechtfertigende Uminterpretation der grammatischen Kategorie Maskulinum bei Personengruppenbezeichnungen zum alleinigen Ausdruck des natürlichen Geschlechts „männlich“ und der damit einhergehende Verzicht auf den bisher verfügbaren generischen Oberbegriff.

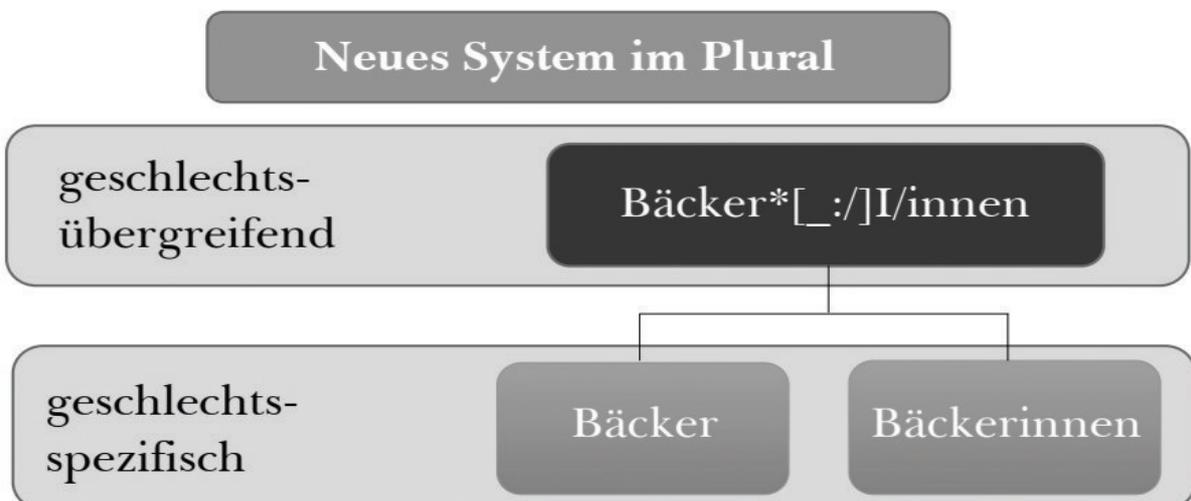
Semantisch betrachtet bildeten bis in die letzten Dekaden des vorigen Jahrhunderts Personengruppenbezeichnungen im Maskulinum bekanntlich sowohl den Oberbegriff für männliche wie für weibliche Exemplare der betreffenden Gruppe und zugleich für die Untergruppe der männlichen allein. So war z. B. die Berufsgruppenbezeichnung *Bäcker* Hyperonym und eines ihrer Hyponyme zugleich:

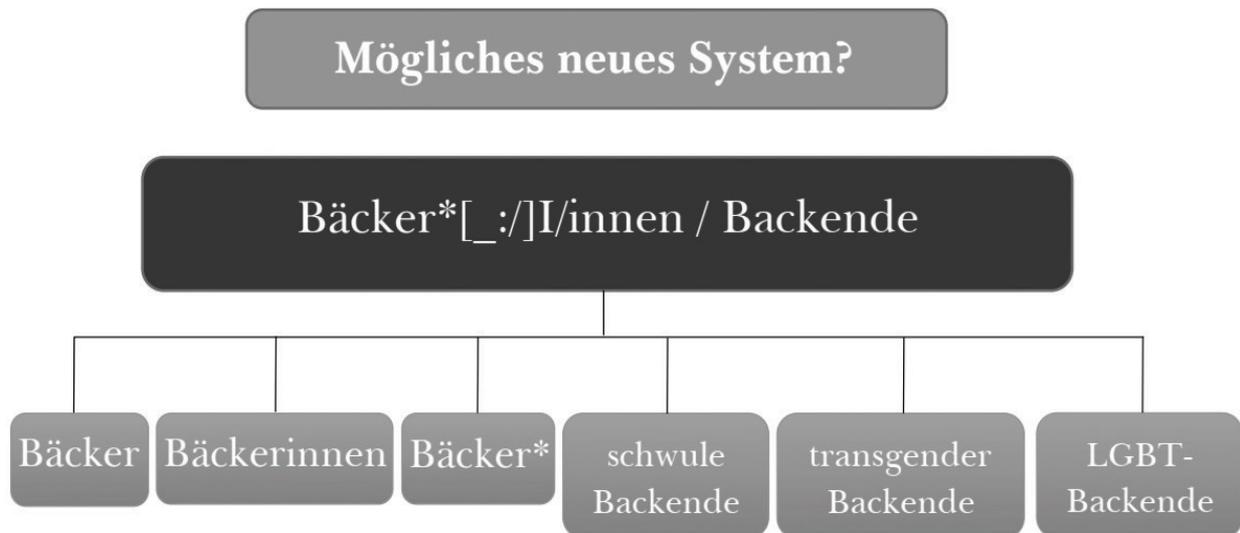


Durch die inzwischen auch in den Medien um sich greifende Umdeutung des Maskulinums zu ‚männlich‘ ging in den Augen vieler dessen generische Funktion als Hyperonym verloren, ohne dass ein echter lexikalischer Ersatz dafür geschaffen wurde oder werden konnte:



Das führt zu dem semantischen Problem, dass man nun a) keinen Oberbegriff mehr hat und b) gezwungen ist, um der Gleichberechtigung aller willen nach neuen Formen zu suchen, die auch andere Geschlechter und Neigungen bezeichnenbar machen, und dies auf der generischen Ebene. Um das entstandene Problem zu beseitigen, wurden zunächst Zwillingformeln, dann Binnenmajuskeln, Schrägstriche und zuletzt Doppelpunkte, Unterstriche und Asterisken eingeführt. Bis dahin war es in der deutschen Sprache nicht üblich gewesen, Diversität bereits auf der Ebene der Hyperonyme anzuzeigen, denn Diversität in der Sprache besteht in der Diversität der Benennungen, der Hyponyme, und nicht in der semantischen Aufladung der Hyperonyme im Sinne einer vermeintlich größeren Inklusivität. Diversität bringt man in die SPRACHE durch neue Wörter bzw. Wortbildungen, in den SprachGEBRAUCH durch Aufzählungen, im Extremfall in Form von Realdefinitionen. Inzwischen werden jedoch Wörtern — Komposita oder Ableitungen — schon auf der Ebene der Hyperonyme zusätzliche Differenzierungsfunktionen aufgebürdet:





Bei der Differenzierung wird hier, nach Ansicht des Verfassers, auf der falschen Analyseebene angesetzt. Es ist ein bisschen so, als müsste man beim Sprechen über Wälder immer „*Nadel- und Laubbäume*“ oder *Nadel\*laubebäume* sagen, weil *der Wald* männlich ist, oder statt *Hund* immer *Hündinnen und Rüden* oder *Hünd\*innen* sagen, weil *der Hund* Maskulinum ist und es möglicherweise auch diverse Hunde gibt. Die diagnostizierte Unsichtbarkeit ist eine auf der Ebene der Hyperonymie, auf der Ebene der Hyponyme besteht sie aber zu meist nicht. Zumindest könnte die Lexik auf dieser Ebene leicht ausgebaut werden. Derselbe Verlust der Funktion als Hyperonym würde übrigens auch für das generische Femininum gelten — nur mit dem Unterschied, dass hier für männliche oder diverse Teilgruppen noch nie eine geschlechtergerechte Ersatzbezeichnung oder Zusatzmarkierung wie etwa *der/die Person\*er* bereitgestellt wurde.

Um es noch einmal deutlich zu sagen: Natürlich ist es vollkommen in Ordnung, bei Bedarf neue Oberbegriffe erfinden. Es ist aber sprachwidrig und kategoriell sinnlos, Hyperonyme auf der Ausdrucksseite so umzugestalten, dass in ihnen alle Untergruppen mitgenannt sind (das wäre im Übrigen auch aussichtslos).<sup>6</sup> Für Gruppen- oder Klassen-Diversität stehen in der Regel als Hyponyme bereits einzelne eigene Klassenbegriffe zur Verfügung. Oberbegriffe

---

<sup>6</sup> Eine denkbare, aber sprachhistorisch wie -systematisch eher abenteuerlich anmutende Lösung des Problems wäre, das ehemalige generische Maskulinum so umzuinterpretieren, dass es rein generisch ist und dann neue Unterbegriffe zu bilden, sodass dann etwa unter dem Hyperonym *Bäcker* der *Bäckerin* der *Bäckerich* entspräche.

drücken jedoch niemals selbst die Diversität aus.

Das substantivierte Partizip Präsens, wie z. B. *Backende*, ist deswegen kein adäquater Ersatz für das verlorengegangene Hyperonym, weil es zeitliche Ausdehnung und Gleichzeitigkeit des Handelns zum Ausdruck bringt, die etwa bei Berufen nicht immer gegeben ist (z. B. nach Feierabend). (Vgl. u. a. [EISENBERG 2019: 19ff.]) Sollte es sich dennoch durchsetzen, was ja immerhin den Vorteil hätte, dass nunmehr ein neues Hyperonym bereitstünde, dann würde diese Entwicklung langfristig vermutlich die Möglichkeit des Ausdrucks von Gleichzeitigkeit und Dauer durch das Partizip I beschädigen.

Weil jede Sprache, mit Humboldt (1963: 418; VII 46) gesprochen, kein fertiges „Ergon“ ist, sondern eine „Energeia“, kann die materielle, wie die soziale oder geistige Welt natürlich durch ihre Wörter anders bzw. neu gegliedert werden. Man muss dabei ja nicht dem Beispiel der von Borges beschriebenen altchinesischen Enzyklopädie mit dem Titel *Himmlischer Warenschatz wohltätiger Erkenntnisse* folgen, die die Gegenstände klassifiziert in:

„a) dem Kaiser gehörige, b) einbalsamierte, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) streunende Hunde, h) in dieser Klassifizierung enthaltene, i) sich toll gebärdende, j) unzählige) k) mit feinstem Kamelhaarpinsel gezeichnete, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen“ (Zit. nach: [ECO 1994: 216]).<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Eine ebenfalls sehr eigenwillige Klassifikation sogar von Menschen findet sich bei Strindberg, der den Fischerei-Inspektor Axel Borg erkennen lässt, „daß man die Menschen genau wie Tiere und Pflanzen in große Klassen, in Ordnungen und Familien untergliedern konnte, je nach der Festlegung des Einteilungsprinzips“. Weiter heißt es: „Da er aber mehrere Einteilungssysteme verwendete, kam er der Wahrheit ziemlich nahe und beleuchtete sein Untersuchungsobjekt von allen Seiten.

So entwarf er unter anderem ein Schema für Menschen mit drei Unterabteilungen: Bewußte, Selbstbetrüger und Unbewußte. <...> Zu den Selbstbetrügern rechnete er alle religiös Gläubigen, hypnotische Medien, Propheten, Parteiführer, Politiker, Wohltätigkeitsapostel und den ganzen Schwarm schwacher Ehrgeizlinge, die sich den Anschein gaben, sie lebten für andere. Zu den Unbewußten gehörten die Kinder, die meisten Verbrecher, die meisten Frauen, eine Anzahl Geisteskranker, die alle noch halb auf dem Niveau von Säugetieren lebten, ohne die Fähigkeit, Subjekt und Objekt zu unterscheiden.

Man muss allerdings darauf achten, dass die neue Gliederung nicht schon auf der Hyperonymenebene ansetzt.

### **5. Die Diversity-Tretmühle**

Während der Arbeit am Vortragstext, aus dem dieser Beitrag hervorgegangen ist, erschien im Internet ein Interview mit der bekannten früheren Nachrichtenmoderatorin Petra Gerster über das Buch „Vermintes Gelände — Wie der Krieg um Wörter unsere Gesellschaft verändert: Die Folgen der Identitätspolitik“, das sie mit ihrem Mann Christian Nürnberger geschrieben hat. In dem Interview wird u. a. behauptet, den Gender-Kritikern gehe es „um die Ideologie, um die Privilegien des ‚alten weißen Mannes‘“ (GERSTER 2021), genauer: um deren Verteidigung. Sie glaube, „da fürchtet eine ganze Generation, mit der männlich geprägten Sprache auch die Deutungshoheit zu verlieren“. Kritik am Gendern und am generischen Maskulinum, die laut Gerster meist von „ältere Herren“ stammt, ist demnach Verteidigung sozialer Privilegien, und zwar derjenigen des „alten weißen Mannes“. Im Interview ist auch zu lesen, es gehe beim Gendern „nicht um Formalitäten, sondern um viel mehr: um Geschichte, Herkunft, Ethnie, Hautfarbe und Geschlecht — kurz um Identität. Und um den Wunsch nach Teilhabe“. Das Gendersternchen im Besonderen sei „geradezu ideal, um neben den Frauen auch Menschen anzusprechen, die sich nicht eindeutig männlich oder weiblich fühlen“. Dass die hier genannten Eigenschaften und Aspekte wichtig sind, kann nicht sinnvoll bestritten werden. Die Frage ist nur: Warum *sollte* man in alltäglichen Äußerungen überhaupt Menschen in ihrem Geschlecht oder ihrer sexuellen Orientierung „ansprechen“, wenn diese Eigenschaften überhaupt nicht das Thema der jeweiligen Äußerungssituation sind? Warum sollten in allgemeinen Äußerungen überhaupt differierende Gruppen stets ausdrück-

---

Nach einem anderen Einteilungsprinzip, dem ontogenetischen, das sich vom Embryo bis zu dem am höchsten stehenden Mann erstreckte, untergliederte er in Kinder, junge Leute, Frauen und Männer. <...>

Weiter nahm er eine Einteilung der Charaktere nach einer Dominanten — wie er es nannte — vor, auf diese Weise untergliederte er in Freßsüchtige oder Prasser, Trinker und irgendwie Süchtige in einer untersten Gruppe, Sexuelle oder geschlechtlich Genießende, Affektive oder Gefühlsmenschen und schließlich Intellektuelle oder Denkende, die für ihn am höchsten standen“ (STRINDBERG 1981: 52f.).

lich „mitgenannt“ werden, statt einfach ganz selbstverständlich impliziert zu sein? Die Vielfalt muss in der Welt, auch und gerade der sozialen, möglich sein, allgemein akzeptiert werden und sich in der medialen Welt abbilden, aber nicht notwendigerweise im System der Sprache, deren Begriffe an echte Identität und Individualität per se nicht heranreichen können. Insofern ist das Adjektiv „divers“ selbst die wohl am wenigsten geeignete Möglichkeit, Diversität angemessen zum Ausdruck zu bringen. Die Frage ist auch, ob man nicht sogar durch gutgemeinte Differenzierung gerade die Unterschiede hervorhebt, die man eigentlich nivellieren will.

Und ist eine „inklusive“ Sprache, wie z. B. Gerster meint, gerechter? Oder einfach nur umständlicher und plakativer? Ist es nicht vielmehr so, dass zwar das Sprechen, d. h. die ÄUSSERUNGEN, gerecht sein muss, es aber durchaus zweifelhaft ist, ob es überhaupt eine Gerechtigkeit auf der lexikalisch-semantischen Ebene geben kann — oder gar muss? Ist nicht das (kontextuelle) Meinen wichtiger als (lexikalisch-semantische) Sagen? Und trifft es wirklich zu, dass Gender-Gegner, „meistens ältere Herren [sind], die mit dem generischen Maskulinum im Grunde ihre Vormachtstellung erhalten wollen. Da geht es ganz klar um Ideologie, um die Privilegien des ‚alten weißen Mannes‘“ (Ibid.). Hier zeigt sich wieder einmal, dass diejenigen, die anderen ideologischen Sprachgebrauch vorwerfen und sich gegen ihrer Ansicht nach negative Konnotationen von Personengruppenbezeichnungen wehren, nicht selten kein Problem damit haben, selber ideologische Begriffe zu verwenden, durch die sie andere pejorisieren und so letztlich mindestens gegendiskriminieren. Auf jeden Fall drängen sich im Zusammenhang mit Gersters hier nur stellvertretend angeführter Argumentation, einige weitere Fragen auf wie: Können grammatische Formen ernsthaft ein soziales Kampfmittel und dafür geeignet sein, eine Vormachtstellung oder „Deutungshoheit“ zu verteidigen? Ist das nicht selber eine ziemlich ideologische Behauptung? Kann ein „Sternchen <...> den Respekt auch vor nichtbinären Menschen [bezeugen], die bisher immer ausgegrenzt waren“ (Ibid.)? Sicher ist es wichtig, diesen Respekt zu haben, es ist aber vielleicht die Frage gestattet, ob es wirklich nötig ist, ihn immer wieder und bei möglichst jeder Gelegenheit auszudrücken.

Auch Gümüşay vertritt die inzwischen weit verbreitete Ansicht, dass das generische Maskulinum insofern unzulänglich sei, als in ihm Frauen allenfalls „mitgemeint“ würden und „gedanklich weniger

einbezogen“ seien. Sie führt dafür das inzwischen schon über 30 Jahre alte, Luise Pusch zugeschriebene (aber wahrscheinlich auf den britischen Psychologen Anthony J. Sanford zurückgehende und also eigentlich englische) Beispiel von *dem* „diensthabenden Chirurgen“ an, der seinen schwerverletzten Sohn operieren soll und sich im weiteren Verlauf der Geschichte als dessen Mutter entpuppt. Dass „der Chirurg“ in der damaligen Gesellschaft einen männlichen Arzt assoziieren ließ, ist auch heute noch bis zu einem gewissen Grade nachvollziehbar. Die Ursache für diese Fehlinterpretation jedoch dem generischen Maskulinum anzulasten, verkennt vollkommen die Tatsache, dass in früheren Zeiten Chirurgen fast immer Männer waren und es sich bei der im Beispiel falschen Hypothese um die Anwendung eines erlernten Sozialstereotyps und nicht um ein Problem von Grammatik und Semantik handelt. Bei der per Gesetz als geschlechtsneutral definierten Berufsbezeichnung „Hebamme“ dürften die Assoziationen heute in umgekehrter Richtung verlaufen. Gümüşay selbst referiert übrigens beim Erzählen der bekannten Geschichte auf die besagte Chirurgin mit Hilfe des generischen Femininums „die Person“. An den Artikeln und der mit ihnen verbundenen Zuweisung eines grammatischen Geschlechts dürfte es jedenfalls nicht liegen, wenn Frauen und diversgeschlechtliche Personen oder solche mit speziellen sexuellen Ausrichtungen diskriminiert werden, denn auch Gesellschaften, deren Sprachen keine Artikel und kein grammatisches Geschlecht kennen, weisen oft dieselben Diskriminierungen auf. Entsprechend schreibt Gümüşay selbst in einer Fußnote:

„Gibt es weniger Sexismus und sexistische Gewalt in der Türkei, weil die Sprache zumindest grammatikalisch nicht diskriminiert? Nein — die Türkei ist eines der Länder mit den höchsten Femizid-Raten weltweit und mitnichten eine gendergerechte Gesellschaft. Denn Sprache ist nur *ein* Faktor. Andere sind mediale Bilder, Filme, Kunst, Kultur, Justiz, Exekutive, tradierte Machtkonstruktionen in Politik, Wirtschaft, Bildungsinstitutionen, religiösen Institutionen etc. Das Patriarchat findet mit einer Sprachreform keine Ende. Aber auch nicht ohne“ (GÜMÜŞAY 2021: 193, Fn. 18).<sup>8</sup>

Hinzu kommt, dass zumindest das Insistieren auf den movierten Formen teils zu Redundanzen (*Frau Professorin*), teils zu einer Art Selbstdiskriminierung führt: In der als Lob gemeinten Äußerung

---

<sup>8</sup> Dass der letzte Satz zutrifft, würde ich bezweifeln.

*Frau Meyer ist die beste Ministerin des Kabinetts* wird die Leistung der Politikerin auf den Vergleich mit den weiblichen Kabinettsmitgliedern einschränkt. In einem Fernsehkrimi, in deren Zentrum ein Treffen früherer Schulfreundinnen stand, war dagegen neulich der Satz zu hören: *Eine von uns ist **der** Mörder*, was ja die mögliche Täterin zumindest in eine größere Gruppe einordnet, zu der dann auch Männer gehören würden (die aber im vorliegenden Fall als Täter gar nicht in Frage kamen).

In die Diskussionen über die einzelnen Formvarianten des Genders und die — seiner Ansicht nach sowohl historisch als auch mit Blick auf das grammatische System gut begründete — Kritik an der Umdeutung des generischen Maskulinums will sich der Verfasser hier gar nicht weiter einmischen und verweist statt dessen auf einige Arbeiten von Peter Eisenberg (u. a. 2019) oder auch von Martin Neef (2018), der das Genus als „eine Art der Nominalklassifikation“ bestimmt hat. Wichtig scheint ihm an dieser Stelle nur, noch einmal ausdrücklich zu betonen, dass es in der deutschen Sprache auch ein generisches Femininum gibt, dessen wohl exponierteste Vertreterin das (oben schon kurz thematisierte) Substantiv *die Person* (ähnlich aber auch *die Lehrkraft, die Geisel, die Führung* u. a. m.) ist, die Männer (und andere Menschen) immer mitmeint. Im Bereich der menschlichen Gesellschaft mögen solche Beispiele selten sein, v. a. mit Blick auf das Tierreich (aber vgl. auch: *die Hexe — der Hexerich*) kommen sie jedoch des Öfteren vor: *die Gans — der Gänserich, die Ente — der Enterich, die Maus — der Mäuserich* u.a.m. Bei den Tierarten haben übrigens (besonders in der Jägersprache) die männlichen und weiblichen Tiere sogar häufig unterschiedliche Bezeichnungen: *das Schwein: die Sau — der Eber, das Rind: die Kuh — der Bulle, der Fuchs: der Rüde — die Fähe, das Reh: der Rehbock — die Ricke, der Hase: der Rammler — die Häsin* usw. Bei *der Hund* zeigt sich das generische Maskulinum, bei *die Katze* das generische Femininum.<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> Puschs (1984: 35) These, bei Nutztieren werde im Deutschen das nützlichere Geschlecht (hier: das Femininum) zum Genus des Archilexems, bei Raubtieren dagegen mit Blick auf die größere Körperkraft der männlichen Exemplare das Maskulinum, erfordert nach Ansicht des Verf. differenziertere Betrachtungen, die z. B. auch die Tatsache einbeziehen, dass *Huhn, Schaf* und *Schwein* eben nicht Femininum sind. Und vielleicht ist bei Raubtieren ja auch nicht die männliche Stärke, sondern die Bösartigkeit der Grund für die

Der Faktor, der die Diskriminierung hervorbringt und trägt, ist die Gesellschaft und insofern das Sein, nicht die Sprache. Schon Steven Pinker hat darauf hingewiesen, dass sich gesellschaftlich fortbestehende Diskriminierungen und Vorurteile sofort an die neuen Wörter heften, durch die die alten, negativ konnotierten ersetzt werden, und dass deswegen Bestrebungen der „political correctness“ nie über einen längeren Zeitraum erfolgreich sein können. Er hat dies die „euphemism treadmill“ genannt, die darin besteht, dass

„People invent new ‘polite’ words to refer to emotionally laden or distasteful things, but the euphemism becomes tainted by association and the new one that must be found acquires its own negative connotations“ (PINKER 1994).

Pinker schließt daraus, dass in diesem Prozess

„concepts, not words, are in charge: give a concept a new name, and the name becomes colored by the concept; the concept does not become freshened by the name“ (Ibid.)

Konnotationen sind daher eher als kognitiv-soziale denn als semantische Phänomene zu bestimmen. Und der Versuch, sie allein durch den Austausch von Wörtern, Morphemen oder Sonderzeichen zum Verschwinden zu bringen, gleicht den notorisch zu unendlichem Scheitern verurteilten Bemühungen des Sisyphus.

Das bekannteste Beispiel für die Euphemismus-Tretmühle bilden die Bezeichnungen für dunkelhäutige Amerikaner, die zuerst *negroes* (spanisch *negro*, aus lat. *niger* ‘schwarz’), dann *colored* or *black people* und in jüngerer Zeit schließlich *African-Americans* oder *people of color* genannt wurden. Ein weiteres eindrucksvolles Beispiel findet sich schon bei Leinfellner (1971: 130), die (aus W. Safire’s *The New Language of Politics* (1968)) die folgende drastische Bemerkung einer Slumbewohnerin zitiert:

„I used to think I was poor. Then they told me I wasn’t poor, I was needy. They told me it was self-defeating to think of myself as needy, I was deprived. Then they told me underprivileged was overused, I was disadvantaged. I still don’t have a dime. But I have a great vocabulary“.

Die Angst vor Wörtern wie z. B. dem sog. *N-Wort* ist eigentlich nur die Angst vor konnotativen Bedeutungsaspekten, d. h. vor unseren eigenen Vorurteilen, und paradoxerweise wird gerade das tabuisier-

---

sprachhistorisch bedingte Zuweisung des Maskulinums (und warum ist dann nicht *Kater* das Archilexem (bzw. Hyperonym), sondern *Katze*?).

te Wort durch die Ersatzbezeichnung evoziert.

Eine andere, inzwischen verbreitete Meinung ist, dass Personengruppen so bezeichnet oder angesprochen werden sollten, wie sie selbst gern genannt werden würden oder sich selbst benennen. Im Bereich der Nationalitätenbezeichnungen käme die Realisierung dieses Ansinnens wohl einer weltweiten Revolution gleich. Denn diese sind üblicherweise Fremdbenennungen, wie etwa die Bezeichnungen der Deutschen als *almanlar*, *allemands*, *tedeschi*, *Germans*, *doitsu-jin*, *déguó-rén*, *nemze* oder *saksalaiset* bezeugen. Neutral sind sie nur dort, wo mit ihnen keine Vorurteile verbunden werden, so dass auch hier der Versuch einer bloßen lexikalisch-semantischen Aufwertung nicht ausreichen würde. Es ist daher illusorisch, Diskriminierungen dadurch beseitigen zu wollen, dass man — wie es die Empfehlungen des Ständigen Ausschusses für geographische Namen (s. Liste der Staatennamen 2014), dessen Geschäftsstelle dem Bundesamt für Geodäsie und Kartographie angegliedert ist, vorsehen — etwa statt angeblich diskriminierendem *Pakistani Pakistaner* sagt oder statt früherem *Togolese Togoer* (aber: *Kongolese*). Wahrscheinlicher ist, dass man — bei Weiterbestehen eventuell vorhandener Vorurteile — auch hier in einen tendenziell infiniten Prozess gerät, den man Diversity-Tretmühle nennen könnte. Und eine vergleichbare Tretmühle ist ja anscheinend in der Abfolge der verschiedenen Vorschläge für das Gendern bereits im Gange.

## **6. Schlussbemerkung**

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es Intellektuelle — Literaturwissenschaftler, Politologen, aber auch Linguisten, — die die Meinung vertraten, dass ganz normale Alltagswörter, die in der Nazi-Zeit missbraucht wurden, nunmehr per se abzulehnen seien. Sie kritisierten sie im *Wörterbuch des Unmenschen* (STERNBERGER, STORZ & SÜBKIND 1968; zuerst 1945) und riefen dazu auf, böse Wörter wie *Betreuung* oder *untragbar* aus der deutschen Sprache zu verbannen. Mit Recht hat aber Peter von Polenz (1958: 158f.) in seiner berühmten Rede *Sprachpurismus und Nationalsozialismus* auf dem Germanistentag 1966 darauf insistiert, dass „nicht die Wörter als solche lügen, täuschen, verführen usw.“, sondern nur die Sprecher und die Art, wie sie von den Wörtern in Kontexten Gebrauch machen, böse sein können. Und weil Sprache allen gehört, wäre es aus der Sicht des Verfassers ein später Triumph der Nazi-Verbrecher, wenn ihr Sprachmissbrauch noch heute den normalen, nicht ideologisch befrachteten Alltagsgebrauch der betreffenden Wörter be- oder verhindern würde.

Auch heute gibt es gar nicht so wenige Menschen, auch Linguisten, die glauben, dass Wörter oder grammatische Formen selbst diskriminieren. Nein, das tun sie nicht. Nur Menschen diskriminieren andere Menschen und assoziieren mit den Wörtern und grammatischen Formen nur ihre eigenen schlechten Gedanken. Wenn man seitens der Linguistik die sprachliche Seite der Diskriminierung sinnvoll bekämpfen will, muss man daher nicht die Sprache, sondern den Sprachgebrauch untersuchen, um Vorurteile und Präsuppositionen herauszufiltern. Der Verfasser selbst hat dies bereits vor mehr als 30 Jahren getan, indem er in einer Studie den chauvinistischen Sprachgebrauch und die nicht selten respektlose Behandlung weiblicher Abgeordneter im damaligen Deutschen Bundestag untersuchte und medial anprangerte (vgl. [BURKHARDT 1990; 1992]). Der nächste Schritt muss dann immer sein, die Welt — und nicht ersatzweise die Sprache — zu verändern.

Wäre es nicht, alles in allem, schlauer, beim generischen Maskulinum zu bleiben und die Diversität da zu betonen, wo es die Höflichkeit gebietet oder eine Differenzierung pragmatisch oder auch politisch sinnvoll erscheint? Auch bei der Geschlechtergerechtigkeit geht es schließlich nicht um die Sprache (*Langue*), sondern um die Gesellschaft und infolgedessen um das Sprechen (*Parole*). Entsprechend ist, wenn es um die Beseitigung von Missständen, Diskriminierungen und anderen Ungerechtigkeiten geht, das Basteln an der Sprache kein geeignetes Mittel. Vorurteilsfreies Sprechen dagegen schon.

Und denken Sie bitte bei sprachkritischen Diskussionen immer daran, dass auch der Weihnachtsmann und Djed Moros alte weiße Männer sind.

#### **Список литературы / Zitierte Literatur / References**

- Borges, Jorge Luis. (1974) *Funes el memorioso*. In Borges, Jorge Luis. *Ficciones. Obras completas: 1923 — 1972*. Buenos Aires: Emecé.
- Burkhardt, Armin. (1990) „Das ist eine Frage des Intellekts, Frau Kollegin!“ Zur Behandlung weiblicher Redner in deutschen Parlamenten. *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 21, Heft 65, 61—83.
- Burkhardt, Armin. (1992) „Das ist eine Frage des Intellekts, Frau Kollegin!“ Zur Behandlung von Rednerinnen in deutschen Parlamenten“. In Günthner, Susanne, & Kotthof, Helga. (eds) *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen*. Stuttgart: Verlag J. B. Metzler, 297—309.
- DFWb — Deutsches Fremdwörterbuch. (1999) 2. völlig neubearb. Aufl. Bd. 4. Berlin; New York: De Gruyter.

- Eco, Umberto. (1972) *Einführung in die Semiotik*. München: W. Fink.
- Eco, Umberto. (1994) *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*. München: C.H. Beck. [2. Aufl.]
- Eco, Umberto. (2016) *Die Kunst des Bücherliebens*. München: dtv. [3. Aufl.]
- Eisenberg, Peter. (2019) Das missbrauchte grammatische Geschlecht — Gendern im Wandel. In *Die deutsche Sprache und ihre Geschlechter. Eine Dokumentation*. Paderborn: Verlag Deutsche Sprache, 17—27.
- Fois, Marcello. (2006) *Memoria del vuoto*. Turin: Einaudi.
- Gerster, Petra. (2021) *Petra Gerster über Gender-Kritiker: „Da geht es um die Privilegien des alten weißen Mannes“*. Retrieved from <https://web.de/magazine/unterhaltung/tv-film/petra-gerster-weist-gender-kritiker-zurecht-privilegien-alten-weissen-mannes-36348754>.
- Gümüşay, Kübra. (2021) *Sprache und Sein*. Berlin: Hanse. [17. Aufl.]
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. (2017) *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Neuauflage mit einer Biographie des Autors*. Berlin: Hofenberg.
- Hofmannsthal, Hugo von. (1951) Ein Brief. In Steiner, Herbert. (ed.) *Hofmannsthal, Hugo von. Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa II*. Frankfurt/M., 7—20.
- Hübl, Philipp. (2019) *Bullshit-Resistenz*. Berlin: Nicolai Publishing & Intelligence. [2. Aufl.]
- Humboldt, Wilhelm von. (1963) *Schriften zur Sprachphilosophie*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft. [4., unveränd. Aufl.]
- Leinfellner, Elisabeth. (1971) *Der Euphemismus in der politischen Sprache*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Liste der Staatennamen und ihrer Ableitungen im Deutschen mit Anhang: Liste der Namen ausgewählter nichtselbstständiger Gebiete. 13. Ausgabe — Stand: Januar 2014, StAGN-Geschäftsstelle im Bundesamt für Kartographie und Geodäsie (BKG).
- Mauthner, Fritz. (1923) *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. 3 Bde. Bd. 1. Leipzig: Verlag von Felix Meiner. [3. Aufl.]
- Neef, Martin. (2018) Das Konzept des sogenannten ‚Geschlechtergerechten Sprachgebrauchs‘ aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In Lang-Groth, Imke, & Neef, Martin. (eds) *Facetten der deutschen Sprache*. Berlin: Peter Lang, 44—66.
- Pinker, Steven. (1994) The Game of the Name. *The New York Times*, April 3. Retrieved from ([http://pinker.wjh.harvard.edu/articles/media/1994\\_04\\_03\\_newyorktimes.pdf](http://pinker.wjh.harvard.edu/articles/media/1994_04_03_newyorktimes.pdf)).
- Polenz, Peter von. (1980) Sprachpurismus und Nationalsozialismus. In *Germanistik — eine deutsche Wissenschaft*. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady und Peter v. Polenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 113—160.

- Pusch, Luise. (1984) *Das Deutsche als Männersprache: Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- Sternberger, Dolf; Storz, Gerhard, & Süskind, Wilhelm E. (1968) *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*. Neue erw. Aufl. mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik. Hamburg; Düsseldorf: Claassen Verlag, 311—327.
- Strindberg, August. (1981) *Am offenen Meer*. Leipzig: Verlag Philipp Reclam.
- Swift, Jonathan. (1843) *Gulliver's Reisen in andere Länder*. 2 Bde. Stuttgart: Verlag von Adolph Krabbe. [2. Ausg.]

Armin Burkhardt  
Otto von Guericke University Magdeburg

### **Diversity and (the German) Language**

After a definition of diversity it is first examined whether and to what extent language is suitable for expressing it. Referring mainly to G. W. F. Hegel, F. Mauthner and H. von Hofmannsthal and using an example text by J. L. Borges it is shown that word meanings are necessarily abstract (and only proper names can in a way approach the individual). The currently common reduction of the grammatical category masculine to the sole expression of the natural gender “male” is rejected. This is done particularly by pointing out that such a reduction either leads to creating hyponyms without corresponding hyperonym or to the linguistically unacceptable attempt of indicating the hyponyms in question (by means e. g. of \*, \_ or :), in order to make “visible” groups of people considered as relevant, in the signifiers of the originally generic masculine hyperonyms already. Accordingly, the view, repeatedly expressed in today’s gender or identity discussion, that different social groups must always be recognizable as “explicitly included” or named in an allegedly neutral way or by means of their self-designations is rejected because any replacement of incriminated grammatical forms as well as any replacement of words classified as discriminatory will lead to a (“euphemism” or “diversity”) treadmill as long as the social discrimination itself is not overcome first.

**Keywords:** language; gender; diversity; hyponym; hyperonym; euphemism treadmill

Армин Буркхардт  
Университет им. Отто фон Герике

### **Разнообразие и (немецкий) язык**

После подробного рассмотрения того, что понимается под термином «многообразие», следующим шагом в статье становится изучение степени готовности языка объективировать данный концепт имеющими-

ся в его распоряжении средствами. В работе, со ссылкой на труды Г. В. Ф. Гегеля, Ф. Маутнера и Г. фон Гофмансталя, с привлечением в качестве примера текста Х. Л. Борхеса, отмечается, что значения слов неизбежно являются абстрактными (в расчет не берутся только имена собственные, у которых признак конкретности в семантике распознается более отчетливо). Мы возражаем против редукции грамматической категории мужского рода и ее компрессии до обозначения только того, что «относится исключительно к маскулинному»; наша аргументация строится прежде всего на том, что при таком подходе либо провоцируется возникновение гипонимов без родового понятия, либо предпринимается попытка (которая идет в разрез с законами языка) зафиксировать видовые понятия с помощью специальных помет (звездочки (\*) или двоеточия :) непосредственно в означающих, первоначально относящихся к категории гиперонимов мужского рода, чтобы таким образом «высветить» группы так называемой «повышенной релевантности». Далее мы обосновываем неприемлемость распространенной на сегодняшний день позиции, согласно которой необходимо находить в языке такие способы и возможности, чтобы можно было поименовать и сделать узнаваемой в «языковленном» формате любую социальную группу — либо через нейтральную трансформацию, либо через самоназвание; замена существующих вариантов на такие «сомнительные» грамматические формы, равно как и замена лексических единиц, наделенных статусом «дискриминирующих», погружает нас в эвфемистическую пучину, которая порождает искусственное, шаблонное многообразие; лучше было бы, если бы проблема дискриминации решалась в первую очередь на общественном, а не только языковом уровне.

**Ключевые слова:** язык; гендер; многообразие; гипоним; гипероним; эвфемистический конвейер

*Для цитирования:*

Burkhardt A. Diversität und die (deutsche) Sprache // Русская германистика: Ежегодник Российского союза германистов. 2022. № 19. С. 82—105.  
DOI: 10.47388/2782-2605/lunn2022-19-82-105.

*To cite this Article:*

Burkhardt, Armin. (2022) Diversität und die (deutsche) Sprache (Diversity and (the German) Language). *Russkaya germanistika: Yezhegodnik Rossiyskogo soyuza germanistov* (Germanic Philology in Russia: Yearbook of the Russian Union of Germanists), 19, 82—105.  
DOI: 10.47388/2782-2605/lunn2022-19-82-105.

*Статья поступила в редакцию 05.04.2022; принята к публикации 10.04.2022*  
*The article was submitted 05.04.2022; accepted for publication 10.04.2022*